

Es gilt das gesprochene Wort!
Sperrfrist: Montag, 13. März 2017

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck

**Vortrag bei den 52. Essener Gesprächen am 13. März 2017
in der Akademie „Die Wolfsburg“ in Mülheim**

Ambivalenz und Gradualität. Kirchliche Selbstbeschreibung in moderner Gesellschaft

Verehrte Damen und Herren,

I.

seit Jahrzehnten nehmen wir den gesellschaftlichen Wandel und die Erosionsprozesse in vielen gesellschaftlichen Bereichen und eben auch im Religiösen, im Christlichen und für meinen Teil im Katholischen wahr. Es ist eine Entwicklung von „Ende der Volkskirche“ zu „Kirche im Volk mit volkskirchlichen Elementen“ bis hin zur „Kirche im Volk“. Wir wissen nicht so recht, wie wir darauf zu reagieren haben. Was ist im Sinne einer Unterscheidung von modern versus traditional heute zeitgemäß, wenn wir den für viele „fortschrittliche Christen“ elektrifizierenden Konzilsbegriff des „Aggiornamento“ mit Inhalt füllen wollen? Wieviel Anpassung ist möglich, und wie viel Abgrenzung und Unzeitgemäßes ist nötig, um unsere Identität im Wandel der Zeit glaubwürdig durchzuhalten?

II.

Mit der im 19. Jahrhundert durchgreifenden Ausbildung der modernen Gesellschaft hatte sich die Katholische Kirche zunächst lange als Gegenentwurf dazu verstanden, sich selbst idealisiert und gleichsam als hierarchische Gegengesellschaft stilisiert (*societas perfecta*). Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil suchen wir neue Anschlüsse, intern und an die moderne Gesellschaft. Aber wir sind in unseren theologischen Kernbereichen, nicht in sozialkaritativer Hinsicht, über die Proklamation eines hierfür nötigen „guten Willens“ wenig hinausgekommen.

Wir befinden uns in einer Situation, in der die Gestalt der Kirche und die sie bestimmende Kommunikation die Möglichkeit eines sinnerfüllenden Glaubens für viele nicht mehr

attraktiver macht, sondern häufig reduziert: Was bedeutet das für die Kirche, wenn immer wieder die dogmatisch-juridische Wirklichkeit der Kirche von vielen als Grund für ein Nichtglaubekönnen angegeben wird? Unsere gesellschaftliche Gegenwart prägen Erfahrungen der Diversität, des Pluralismus', der Differenz und fortschreitenden Differenzierung, der Heteronomie und Heterogenität, der vielfältigen Schattierungen statt eines einfachen Schwarz-Weiß. Wenn diese Welt in ihrer sich stetig steigenden Komplexität aber Gottes gute Schöpfung ist, wie wir notwendig glauben, dann stellt sie nichts anderes dar, als den Schauplatz unserer persönlichen und gemeinschaftlichen Bewährung im Glauben. Die Gegenwart ist nichts anderes als das Material und Potenzial unserer Glaubensexistenz. Dabei kann man die oft schwierige Welt aus Glaubensgründen theologisch nicht als schlecht und irrelevant abqualifizieren, sie muss vielmehr, wie es das Konzil beschrieben hat, stetig neu durchsäuert werden. Und ich füge hinzu: Auch die Kirche als Teil dieser komplizierten Welt benötigt genau dieses Treibmittel.

II.

Der Schweizer Soziologe Kurt Lüscher stellt mit dem Begriff „Ambivalenz“ einen Zusammenhang dar, der vor einhundert Jahren – als die moderne Gesellschaft und ihre Wirkungsweisen auf das Individuum reflexiv wurden – zunächst im Kontext der Psychologie und Psychiatrie geprägt wurde. Der Begriff „Ambivalenz“ diene dazu, eine bestimmte Art von Erfahrung zu bezeichnen, die auftritt, wenn Menschen auf der Suche nach der Bedeutung von Personen, sozialen Beziehungen und Sachverhalten, die für ihre Identität und für ihre Handlungsbefähigung wichtig seien, zwischen unlösbar erscheinenden polaren Widersprüchen oszillieren (so. z.B. des Fühlens, Denkens, Wollens oder auch sozialer Strukturen). Die individuell-persönlichen und die gemeinschaftlichen Identitätsprozesse in der modernen Gegenwartsgesellschaft, und damit auch in der Kirche, stehen also notwendig vor dem Phänomen der Erfahrung von Ambivalenz. Es ist die Spannung des „in der Welt, aber nicht von der Welt-Seins der Kirche“, die sich in einer Gleichzeitigkeit von Nichtübereinstimmung und Verwiesenheit der Kirche auf diese Realität ausdrückt.

Der Bielefelder Systemtheoretiker Niklas Luhmann unterscheidet zwei Möglichkeiten des Umgangs mit solcher Nichtübereinstimmung. Zum einen die normative Reaktionsoption, die angesichts von Erwartungsenttäuschung kontrafaktisch an der eigenen Erwartung festhält und diese bloß wiederholend weiterkommuniziert, obwohl sie auf immer weniger Anschlüsse trifft. Als Alternative dazu beschreibt er eine kognitive Reaktionsoption, welche die

erfahrenen Ambivalenzen lernend in die eigenen Erwartungsstrukturen einbaut und so ein Mehr an Komplexität verarbeiten lässt. Die katholische Kirche kann sich in ihrem Traditionsverständnis also entscheiden, einfach moralische und weitere Vorstellungen zu wiederholen und auf immer weniger Gehör zu treffen; sie kann aber auch zu einer lernenden Organisation werden, die Nichtübereinstimmung kommunikativ in sich aufnimmt, sprich: den Widerstreit diskursiv und konstruktiv im Inneren kultiviert und so neue Resonanz und damit Relevanz erzeugt. Die Entscheidung über die Art und Weise der Fortschreibung der Tradition des Katholizismus wird dann als innere Ambivalenz reflexiv und zeigt einen neuen Bewusstseinsgrad an. Dagegen wäre die Vorstellung, Ambivalenzen ließen sich ignorieren oder einfach auflösen, unterkomplexer Relativismus. Was Lüscher thesenartig gesellschaftspolitisch wendet, gilt meines Erachtens auch innerkirchlich: Der gesellschaftliche Zusammenhalt beruht weniger auf der Deklaration und Proklamation von Werten und Normen, sondern ergibt sich eher aus den Möglichkeiten, Fähigkeiten und Mechanismen, die Menschen im Umgang mit Ambivalenzen in gemeinsamer Verfahrensweise entwickeln und institutionalisieren.

IV.

Die katholische Kirche besitzt mit ihrer synodal-dialogischen Tradition, insbesondere der frühen Kirche, einen wichtigen Formenschatz im Umgang mit Ambivalenz, den es für unsere moderne Gegenwart zu heben gilt. Damit kirchliche Kommunikation höhere Anschlussfähigkeit erzeugt (s. Evangelisierung, Mission, Apostolizität), gilt es eine Vielfalt von zeitgemäßen Formen, solcherart Darstellung und Aushandlung von Ambivalenz, zu erproben, wie wir es erfolgreich mit den Dialogprozessen in den vergangenen Jahren auf Bischofskonferenzebene und besonders hier im Bistum Essen getan haben. Meines Erachtens stehen wir an der kirchen- und heilsgeschichtlichen Schwelle eines neuen dogmatischen Reflexionsparadigmas, das auf andere Weise als bisher von einer dogmatisch-juridisch und spirituell relevanten Normativität der Pastoral ausgeht. Lehramt, Dogmatik und Kirchenrecht sind dabei, eine neue Ambivalenzkompetenz zu entwickeln und müssen dies weiterhin!

Papst Franziskus weist im Nachgang zu den Familiensynoden der vergangenen Jahre, mit den bekannten partizipativen und Ambivalenz eröffnenden Elementen der Befragung und ihrer Transparenz, auf ein weiteres Moment eines konstruktiven lehramtlichen Umgangs mit Ambivalenz hin. Er erinnert die Kirche, die er, ganz ambivalent, mit einem Feldlazarett vergleicht, an das Gesetz der Gradualität (vgl. „Amoris Laetitia“). Ihm geht es in ignatianisch-

jesuitischer Tradition um eine Unterscheidung der Geister. Mit Bezug auf die Familienthematik hält er fest, was meines Erachtens auf die ganze Lehrverkündigung übertragbar ist. Man habe von der Synode und seinem Apostolischen Schreiben keine neue, auf alle konkreten Fälle anzuwendende generelle gesetzliche Regelung kanonischer Art erwarten dürfen: „Es ist nur möglich, eine neue Ermutigung auszudrücken zu einer verantwortungsvollen persönlichen und pastoralen Unterscheidung der je spezifischen Fälle. Und da ‚der Grad der Verantwortung ... nicht in allen Fällen gleich (ist)‘, müsste diese Unterscheidung anerkennen, dass die Konsequenzen oder Wirkungen einer Norm nicht notwendig immer dieselben sein müssen. Priester haben die Aufgabe, die betroffenen Menschen entsprechend der Lehre der Kirche und den Richtlinien des Bischofs auf dem Weg der Unterscheidung zu begleiten“ (AL Nr. 300).

So wie der Papst die Bischöfe mahnt, gegenüber Christen in sogenannten irregulären Situationen moralische Gesetze nicht so anzuwenden, „als seien es Felsblöcke, die man auf das Leben von Menschen“ werfe (Nr. 305), und dass man sich vor einer kalten „Schreibtischmoral“ hüten solle (Nr. 312), so sollte auch für den innerkatholischen Diskurs über die Ambivalenzen und die Unterscheidungen die Perspektive der Gradualität gelten und die einfache Grundregel, sich wechselseitig nicht die Katholizität abzusprechen. Gradualität kann ambivalente „Entweder-oder“-Spannungen in einer pragmatischen Perspektive transzendieren, nämlich in einem „Sowohl-als-auch“. Genau darum geht es uns doch: die Sensibilität für erlösende Transzendenz zu erhöhen.

V.

Ich bin sehr gespannt, wie es uns in den kommenden Jahren gelingen wird, diesen pastoralen Impuls strukturell umzusetzen. Gerade der Menschenrechtsdiskurs mit seinen freiheitlichen und partizipativen Implikationen macht deutlich, wie eng die Sozialverkündigung der Kirche und kirchliche Selbstbeschreibung zusammenhängen. Meine Überzeugung ist, dass wir, um die Ambivalenzen weniger als ausschließend zu erfahren, mehr in Prozesslogiken denken müssen. Für diesen Weg wünsche ich uns Geduld und Mut.

Vielen Dank für die Aufmerksamkeit!

(gekürzte Fassung meines Beitrags: Overbeck, Franz-Josef „Ambivalenz und Gradualität“, in:
Herder Korrespondenz, 70. Jg., 11/2016, 33f.)